



Gespielter Wahnsinn.

von Hermann Müddenberg.

Die Tatsachen, mit denen ich beginnen muß, sind die folgenden: Vor reichlich zwei Jahren wurde an einem regnerischen Februarabend Dr. Dverehnde in seinem Zimmer durch einen Revolverchuß getötet. Der Ermordete hatte an diesem Abend Besuch von zwei Bekannten gehabt, Herrn Arnold Baamberghe, den ich nur flüchtig kannte (ich war ihm einige Male zufällig begegnet und zu einer näheren Bekanntschaft war es nie gekommen), und meinen Freund Fokko Bleming. Dr. Dverehnde war unverheiratet.

Als die Hausangestellten den Schuß hörten und nach dem Zimmer eilten, sahen sie Bleming totenbleich und in heftiger Bewegung den Gang heraufkommen. Er rannte an ihnen, ohne ein Wort zu sagen, vorbei und einige Augenblicke später hörten sie die Haustür hinter ihm zuschlagen. In dem Zimmer, auf dem Teppich ausgestreckt, lag die Leiche Dr. Dverehndes. Er war von einem Schuß in die Brust getroffen. Der Revolver, mit dem die Tat begangen sein mußte, lag am Boden. Der andere Besucher, Herr Baamberghe, stand in einer Ecke des Zimmers. Er war sehr ruhig und zeigte nicht die geringste Reigung wegzugehen, als einer der Diener die Polizei antelephonierte. Dem Inspektor, der zehn Minuten später erschien, erklärte er, daß er keinerlei Auskunft geben könne. Die Diener erklärten dagegen, daß sie ihn sehr laut mit ihrem Herrn hatten streiten hören, und es war außerdem bekannt, daß seit langer Zeit zwischen Herrn Baamberghe und Dr. Dverehnde ein sehr schlechtes Verhältnis bestand.

Als er bei seiner unwahrscheinlichen Erklärung blieb, daß er keine einzige Auskunft über das Geschehene geben könne, wurde er verhaftet. Noch am selben Abend setzte sich die Polizei mit Fokko Bleming in Verbindung. Er war anscheinend geradenwegs nach Hause gegangen (er bewohnte in einer abgelegenen Straße mehrere Zimmer), aber als man ihn verhören wollte, schien er so außer Fassung zu sein, daß an eine exakte Befragung nicht zu denken war.

So weit die Tatsachen, wie ich sie am nächsten Morgen aus den Zeitungen erfuhr. Ich muß gleich sagen, daß ich auch jetzt noch

nicht weiß, wie sich der Fall zugetragen hat, daß ich nicht mitteilen kann, wer Dverehnde ermordet hat. Ich würde mich, an Hand von Einzelheiten, die langsam bekannt wurden, in allerlei Vermutungen verlieren können, aber sie stehen in keinem Zusammenhange mit der Sache, um die es sich hier handelt.

Sofort nach dem Frühstück suchte ich Bleming auf. Ich fand ihn ruhiger, als ich nach den Berichten der Zeitungen erwartet hatte. Ich kannte ihn außerdem als einen nervösen, ziemlich sensibel veranlagten Menschen.

Er empfing mich mit einer gewissen Geheimnistuerei, woraus ich schloß, daß er mich ins Vertrauen ziehen wollte. Und dem schien auch so zu sein, aber auf eine andere Art, als ich vermutete.

„Höre,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, „ich werde dir etwas anvertrauen, was niemand sonst auf der ganzen Welt wissen darf. Was gestern abends bei Dverehnde geschehen ist, kann ich dir nicht sagen. Wenigstens jetzt noch nicht. Aber ich will nicht, daß Baamberghe durch mein Zutun ins Gefängnis kommt. Dverehnde war ein Schurke: es ist gut, daß er tot ist. Alles wird von meiner Aussage abhängen. Ich weiß genau, daß ich auf die Dauer all den Verhörern nicht gewachsen sein werde, daß ich mich verplappern würde. Darum habe ich beschlossen, Irzsinn zu simulieren. Ich habe gestern abends sofort damit begonnen.“

Und mit Erfolg, das habe ich in den Zeitungen gelesen. Niemand darf es wissen außer dir, dir kann ich vertrauen, sonst bin ich keines Menschen sicher. Aber ich muß es einem Menschen auf der Welt sagen, sonst fürchte ich, daß ich es nicht durchhalten werde.“

Ich machte ihn auf die Schwierigkeiten aufmerksam. Ich führte ihm vor Augen, was für eine gewaltige Selbstbeherrschung für das dauernde Simulieren nötig wäre, auch weil es mir nicht unwahrscheinlich schien, daß mein Freund unter die Kontrolle von Psychiatern gestellt werden würde. Aber er blieb hartnäckig bei seinem Plan und ließ mich versprechen, daß ich zu jedem Schweige und niemals einen Zweifel an der Echtheit der Symptome seines Wahnsinns merken lassen würde.

Der Plan schien mir zu phantastisch, um Erfolg haben zu können. Aber am folgenden Tag meldeten die Blätter, daß der Verstand des Herrn Bleming, infolge der überstandenen Aufregungen, ernsthaft erschüttert zu sein scheine und noch einige Male las man derartige Berichte, ohne daß jemals auch nur angedeutet wurde, daß möglicherweise ein Simulierungsversuch vorläge. Jeder glaubte an seine Geistesgestörtheit, auch seine Angehörigen. Ein Onkel von ihm, der in derselben Stadt wohnte, hatte ihn vorläufig zu sich genommen, aber man erwog bereits, ihn in eine Irrenanstalt bringen zu lassen.

Ich muß sagen, daß er meisterhaft Komödie spielte. Wenn ich ihn besuchte und es waren andere dabei, dann machte er vollkommen den Eindruck eines gutherzigen Geisteskranken, und was mir am meisten auffiel, war die merkwürdige Einheit der Erscheinungen, die man an ihm wahrnahm. Gewöhnlich starnte er geistesabwesend vor sich hin; sprach man zu ihm, dann erschien ein Lächeln um seinen Mund, immer das gleiche, lautlose Lächeln, an das ich mich nicht, ohne zu schaudern, erinnern kann. Wiederholt äußerte er den Wunsch, einen Brief zu schreiben, indem er erklärte, daß er nun alles wüßte. Aber wenn man ihm Feder und Papier gab, schrieb er nichts nieder als sinnlose Strichereien.

Wenn er genau wußte, daß wir allein waren, begann er mit einem müden Lächeln wie ein normaler Mann zu sprechen. Er beklagte sich niemals, aber ich sah, wie er durch die unsagbare Anstrengung, die von ihm gefordert wurde, abmagerte und beschwor ihn, seine Verstellung nicht länger fortzusetzen. Aber er wollte davon nichts wissen, und als ich ihm einmal drohte, alles bekannt zu machen, wenn er es nicht selbst täte, redete er so drinend auf mich ein, daß ich mich nicht entschließen konnte, mein Vorhaben auszuführen.

Bleming erreichte sein Ziel. Baamberghe wurde wegen Mangel an Beweisen freigesprochen. Zwei Tage zuvor war mein Freund, auf Andringen seiner Familie, in eine Irrenanstalt gebracht worden. Ich hatte vergeblich versucht, es zu verhindern, aber

mit Bleming vereinbart, daß ich so schnell wie möglich probieren sollte, zu erreichen, daß er aus der Anstalt entlassen würde. Dann wollten wir zusammen auf Reisen gehen . . .

Am Tage nach der Urteilsverkündung besuchte ich ihn. Aber als ich ihm den glück-

lichen Ausgang erzählte, brach er in ein gellendes Gelächter aus. Einen Augenblick später stürzte er mir an die Kehle. Auf meinen Hilferuf eilten zwei Pfleger in das Zimmer.

Mein armer Freund brauchte keinen Wahnsinnigen mehr zu spielen . . .

Der junge Arbeiter.

In Dämmerfrühe
Muß ich schon geh'n
Ins Haus der Mühe
Und Eisen dreh'n.

Wie hart und spröde
Ist doch der Stahl!
Ich schürf' und löte
In langer Qual.

Der Eisenspäne
Schartiger Rand
Frißt mir wie Zähne
Blutig die Hand.

Und jede Stunde
In dieser Hast
Schlägt eine Wunde
Der Jugendkraft.

Die Theatermaschine.

Von Michael Sojtschenko.

Meine Geschichte hat sich in Saratow oder Simbirsk zugetragen, kurzum — nicht allzu weit von Turkestan. Im Stadttheater.

Zum Theaterpersonal zählte neben hervorragenden Künstlern und anderen Leuten auch der Monteur Iwan Mjatschew.

Nun hatte man bei einer photographischen Aufnahme des Theaterstabes — den Monteur mit samt dem übrigen technischen Personal in eine Ecke gestopft, während der Heldentenor in der Mitte des Bildes auf einem Sessel thronte.

Der Monteur hatte dazu geschwiegen, aber diese Zurücksetzung wurmte ihn andauernd.

Eines Tages sollte die Oper „Kuslan und Ludmilla“ gegeben werden. Musik von Glinka. Dirigent: Maestro Rakman.

Ein Viertel vor acht erschienen zwei Damen und ließen sich bei dem Monteur Mjatschew melden. Hatte er sie eingeladen? Oder kamen sie von selbst? Niemand wußte es. Sie sind da, flirten drauf los und bitten, ihnen zwei Plätze im Saal anzuweisen, damit sie der Aufführung beizuwohnen könnten.

Der Monteur erklärt: „Gern, meine Damen, ich besorge Ihnen sofort Eintrittskarten. Warten Sie hier am Werkhäuschen.“

Er eilt zum Direktor, der ihn glatt abweist: „Heute ist Samstag, großer Andrang, jeder Stuhl besetzt. Kann Ihren Wunsch nicht erfüllen.“

„So-o,“ versetzte der Monteur, „nun, dann spiele ich nicht mit. Spielen Sie ohne mich. Wir werden's ja bald sehen, wer in die Ecke und wer — von Rechts wegen — in die Mitte gehört!“

Er kehrt zum Werk zurück, schaltet das Licht im ganzen Theater aus, verschließt die Werkbude, macht es sich drin bequem und flirret, was das Zeug hält.

Somit ist die regelrechte Obstruktion im Gange. Der Direktor rennt herum. Das Publikum brüllt. Der Kassier heult, — er fürchtet, daß ihm in der Dunkelheit das Geld gestohlen werden könnte.

Und der erste Tenor deklamiert:
„Da es finster ist, trete ich ab. Meine

Stimme ist mir zu schade. Mag der Hund, der Monteur, singen.“

„Meinetwegen braucht er nicht zu singen, so ein Lumpenproh, der auf dem Bilde in der Mitte thront! Laß er doch mit der einen Hand singen, mit der andern — wenn er's kann — das Licht einschalten! Großmaul! Bildet sich ein, weil er Tenor ist, muß er immer Licht um sich haben. Das Diktum gilt heutzutage nicht mehr.“

Im Handumdrehen geraten der Monteur und der Tenor sich in die Haare.

Da ruft der Direktor in höchster Not:

„Wo sind die verfluchten Nädel, die uns zugrunde richten wollen? Ich werde sie gleich unterbringen.“

Der Monteur führt die Damen vor. Sie erhalten wundervolle Plätze. Dann macht er Licht und — das Spiel kann beginnen!

Hiernach mag jeder selbst entscheiden, wer für den verwickeltesten Betrieb eines Theaters wichtiger ist: der strahlende Heldentenor oder der lichtstrahlende Monteur.

Ein Riesenmeteorfall.

Der größte in historischer Zeit beobachtete Meteorfall ist der im Stromgebiete der steinernen Tungaßta geschehene, der erst in neuester Zeit von Professor Kulit genauer untersucht wird.

Am 30. Juni 1908 morgens geschah bei Karem Himmel ein für die Bewohner des zentralen Sibiriens ungewöhnliches Ereignis; eine riesige Feuerkugel, heller als die Sonne, flog über den Himmel. Mit kosmischer Geschwindigkeit jagte sie in der Richtung Nord-Nord-Ost dahin, überflog in wenigen Sekunden den Kreis Kasch, die Flüsse Uda und Angara und zog dabei die Aufmerksamkeit der Beobachter in einer Entfernung von 450 Kilometer auf sich. Sie fauste mit einer Gewalt, daß Menschen und Pferde zur Erde fielen und Fenster und Türen aufsprangen. Zwischen der steinigern Tungaßta und den Nebenflüssen der Tschunja grub sich im Norden das Riesenmeteor in die Erde. Der Einschlag wurde von den Seismographen des Irkutsker Observatoriums als ungewöhnliches Erdbeben registriert. Der Donner der Explosion verbreitete sich über ganz Zentralasien und wurde von Zehntausenden von Menschen gehört.

Eine riesige Waldfläche bis zu 40 Meter hohen Bäumen wurde durch den gewaltigen Luftdruck am Fusse Tschamba zu Boden gedrückt und zwar ein Streifen von 50 Kilometer Länge und 100 Kilometer Breite. Weit über 1000 Rentiere der dort wohnenden Tungusen sind getötet worden. Große Waldgebirge sind durch die glühenden Gase, die das Meteor umgaben, verbrannt. Noch heute, nach 21 Jahren, sieht man die verkohlten Baumstämme ohne Zweige und Rinde stehen. Die Gegend, in der der Einsturz erfolgte, macht den Eindruck einer Mondlandschaft. Zahlreiche Kratertrichter von 10 bis 50 Meter Durchmesser bedecken den Erdboden, an dessen Stelle vor der Katastrophe grüner Urwald gestanden hat.

Die Sternschnuppen und Meteore, die zum größten Teile Trümmer aufgelöster oder sich auflösender Kometen sind, dringen mit einer Geschwindigkeit von ungefähr 70 Kilometer in

der Sekunde aus dem Weltraum in die Erdatmosphäre ein. Infolge dieser ungeheuren Schnelligkeit wirkt die Luft wie ein feiner Körper. Die Meteore reisen sich glühend und zerschellen regelrecht an dem Luftpanzer der Erde in zahlreiche Stücke. Auch bei dem sibirischen Riesenmeteor verhält es sich so, und es besteht bei einigen Gelehrten die Ansicht, daß es ein großer Trümmer von dem periodischen Kometen Pons-Binnede war, da die Erde im Juni 1908 ihre größte Annäherung an die Bahn des Kometen hatte.

Die öde, unwirtliche Gegend im Innern Sibiriens und höchst unsichere Nachrichten und Gerüchte über dieses Ereignis, verbunden mit den Kriegs- und Umsturzjahren Rußlands, machten es der Wissenschaft erst nach zwei Jahrzehnten möglich, das gesammelte Material zu bearbeiten. Professor Kulit ist von der Lenin-gradener Akademie der Wissenschaften am 26. Februar 1929 mit einer neuen großen Forschungs Expedition in das Meteorfallgebiet entsandt worden und gegenwärtig dort tätig. Es wurde außer allen notwendigen Instrumenten und Apparaten ein Proviantvorrat für anderthalb Jahre mitgenommen. Wir dürfen also mit Recht erwarten, daß die nächste Zeit uns mit interessanten Ergebnissen der sibirischen Meteorforschung überraschen wird.

„Vergessen Sie nicht, Ihr Abonnement zu erneuern!“

M. S. Saphir bringt in seinem 1861 in Wien erschienenen Konversationslexikon für Geist, Wit, Humor einige höchst amüsante Zeitungswahnungen aus Amerika, von denen wir einige Proben kosten wollen:

„Wir bestreben uns, ein christliches Leben zu führen, und hoffen, in den Himmel zu kommen, würden uns aber sehr freuen, auch Sie dort begrüßen zu können, was leider nicht geschehen wird, wenn Sie Ihre Schulden an uns nicht bezahlen.“

„Der seine Zeitung nicht bezahlt, möge in einer Wüste von Schießpulver vom Blitze getroffen werden.“

„Möge er, wenn er einen engen Stiefel anzieht, darin zu spät eine lebende Wespe finden.“

„Mögen ihn hungrige Druckerjungen alle Tage verfolgen und sein Schlaf jede Nacht durch den Geist eines verhungerten Verlegers gestört werden.“

„Möge er verdammt sein, eine Zeitung zu verlegen, deren Abonnenten sämtlich so gemein sind wie er.“

„Möge er ein leidendes Weib und einen rauchenden Ofen haben und sein Leben ewig währen!“

Localbericht: Ein Gelehrter sagt, er sei in seinem Leben einem einzigen Gespenst um Mitternacht begegnet und das sei der Geist des armen Sünders gewesen, der gestorben ist, ohne seine Zeitung bezahlt zu haben.

„Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß noch niemals ein Mann, der seine Zeitung regelmäßig bezog, Selbstmord beging.“

„Wir haben die Erfahrung gemacht, daß das Nichtbezahlen seiner Zeitung der erste Schritt zum Verbrechen war. Mögen sich das unsere Leser zur Warnung dienen lassen.“

„Wir kennen einen Mann, der seine Zeitung immer auf ein Jahr vorausbezahlt. Er ist aber auch heute dafür in seinem ganzen Leben nicht einen Tag krank gewesen, hat nie Zahnschmerzen gehabt, seine

Geschäfte gingen, seine kleinen Kinder schrien nicht nachs, und seine Frau war stets lieb und treu zu ihm. Lieber Leser, wünschst du dir nicht auch solch ein Leben?"

„Die Arktis ruft!“

Mit Hundeschlitten und Kamera durch Spitzbergen und Grönland.

Immer wieder locken die weißen Wunder der Arktis tapfere Männer an. Es lockt das Geheimnisvolle dieser Welt des ewigen Eises, es locken die Gefahren. Bernhard Billinger, der Meister-Stiläufer, Alpinist und Polarforscher, der im nächsten Jahre mit Fridjof Nansen an der großen Zappelin-Arktis-Expedition teilnehmen wird, hat auf Hundeschlitten und Skiern eine Forschungsfahrt durch Spitzbergen und Grönland unternommen, die er, ein ausgezeichnete Erzähler, anschaulich und humorvoll in eine mjoeben erschienenen Buche schildert. („Die Arktis ruft!“ Mit 31 Tafelbildern und drei Karten. Verlag Herder u.

Co., Freiburg i. Breisgau. Preis M. 3.40, geb. M. 4.50.) Billinger berichtet in diesem Buche von seiner frühen Liebe zur Polarwelt, der ersten Erfüllung seiner Wünsche, von Fahrten auf dem Treibeis, vom Kampf mit Kälte und Nebel, von Begegnungen mit den Polfliegern Amundsen und Byrd, von Jagden auf Eisbären und Robben, Blaufüchse und Vögel. Radend sind die Abenteuer der Expedition geschildert: der damals für unmöglich gehaltene Vorstoß des Expeditionsschiffes in das gefährliche Wintereis Nordostlands, die Eispressungen, die schließlich das Schiff zermalmen, die drohende Ueberwinterung ohne Haus und Proviant, endlich der Marsch über brüchiges Meereis und die Rettungsfahrt in kleinen Ruderbooten, 100 Kilometer auf hoher See. Der letzte Teil des Buches handelt von Leben, Weltanschauung, Jagd und Rassekultur der Eskimos Ostgrönlands. Die in dem Buche enthaltenen schönen Bilder ergänzen wirkungsvoll die Schilderungen des Verfassers, so daß es sich als geeignetes Geschenkbuch präsentiert.

Ein Scherz des Teufels.

S. M. Dorojewski.

Diese Geschichte fiel mir ein, als ich die Predigt des Gefängnisgeistlichen hörte, und ich schrieb sie am 13. Dezember 1849 an die Mauer.

Vor dem Altar einer prächtigen Kirche, die von Gold und Silber strahlte und durch eine Anzahl Kerzen erleuchtet war, stand, angezogen in schönem Kleide und glänzendem Mantel, ein Priester. Es war ein beliebter, würdiger Mann mit roten Lippen und wohlgepflegtem Barte. Seine Stimme klang wohlklingend, in seinen Mienen war Hochmut. Die Erscheinung des Priesters glich an Glanz und äppiger Fülle der Kirche.

Die Gemeinde aber bot ein ganz anderes Bild. Sie bestand zum größten Teile aus armen Arbeitern und Bauern, alten Weibern und Bettlern. Die Kleidung der Leute war schäbig und hauchte den eigentümlichen Geruch der Armut. Die dünnen Gesichter waren vom Hunger gezeichnet, die Hände zeigten die Spuren harter Arbeit. Es war ein Bild der Not und des Elends.

Der Priester verbrannte Weihrauch vor den heiligen Bildern, dann erhob er fromm und feierlich seine Stimme und predigte: „Meine geliebten Brüder in Christo!“ sagte er, „Unser geliebter Herr gab euch das Leben, und es ist eure Pflicht, damit zufrieden zu sein. Aber seid ihr damit zufrieden? Nein!

Ihr habt vor allem nicht genug Glauben an unsern geliebten Herrn und seine heiligen Wunder. Ihr gebt nicht so freigebig, als ihr solltet, der Kirche ihren Teil von eurem Verdienst!

Zweitens gehorcht ihr nicht den Obrigkeiten. Ihr widerseht euch den Mächten der Welt, dem Zaren und seinen Dienern. Ihr verachtet die Gesetze.

In der Schrift aber steht geschrieben: „Gebt dem Cäjar was des Cäjärs ist und Gott was Gottes!“ Ihr tut es nicht. Und wißt ihr, was das zu bedeuten hat? Eine Todsünde! Wahrscheinlich, ich sage euch, es ist der Teufel, der euch versucht, diesen Weg zu gehen! Ja, er ist es, der eure Seelen versucht, und ihr wähnt, es sei euer freier Wille, der euch auf solche Art handeln heißt. Aber es ist des Teufels Wille und nicht der eure. Er brennt schon vor Begier, eure Seelen zu besitzen. Er wird vor den Flammen tanzen, darin eure Seelen Todesqualen erleiden werden!

Darum warne ich euch, meine Brüder! Ich ermahne euch, den Pfad der Verbannung zu verlassen! Noch ist es Zeit! O Gott, sei gnädig!

Die Leute hörten diese Predigt mit Bittern. Sie glaubten an die feierlichen Worte des Priesters. Sie seufzten und bekreuzigten sich und küßten inbrünstig den Boden. Auch der Priester bekreuzigte sich, lehrte den Leuten den Rücken — und lächelte.

Nun geschah es aber, daß der Teufel gerade an der Kirche vorüberging, als der Priester solcherart zu den Leuten sprach. Er hörte seinen Namen nennen, blieb darum vor dem offenen Fenster stehen und hörte auch zu. Und er sah, wie die Leute des Priesters Hand küßten, sah, wie der Priester vor dem vergoldeten Bilde irgendeines Heiligen sich verneigte und das Geld, das ihm die armen Leute für die heilige Kirche gegeben hatten, eilig einsteckte. Das reizte den Teufel, und er lief dem Priester, komm doch dieser die Kirche verlassen hatte, nach und packte ihn bei seinem heiligen Mantel.

„Hallo, feistes Väterchen!“ rief er, „wer hieß dich denn diese armen, mitleideten Menschen so anlägen? Was für Höllenqualen hast du ihnen geschildert? Weißt du denn nicht, daß sie die Qualen der Hölle schon in ihrem irdischen Leben erleiden? Weißt du nicht, daß du und die Obrigkeiten des Staates meine Stellvertreter auf Erden sind? Du bist es, der sie die Qualen der Hölle, mit denen du ihnen drohst, erleiden läßt! Weißt du das nicht? Nun, dann komm mit mir!“

Und der Teufel packte den Priester beim Kragen und hob ihn hoch in die Luft und trug ihn zu einer Fabrik, in eine Eisengießerei. Und der Priester sah dort die Arbeiter in der sengenden Hitze hin und her laufen und hasten und ihre schwere Arbeit tun. Und dem Priester wurde die dicke, schwere Luft und die Hitze alsbald zudiel, und mit Tränen in den Augen bat er den Teufel: „Laß mich fort! Laß mich fort von dieser Hölle!“

„O, mein Freund, ich muß dir noch manchen anderen Ort zeigen!“

Der Teufel packte ihn aufs neue und schleppte ihn nach einem Landgut. Hier sah er die Arbeiter beim Korndrusch. Der Staub und die Hitze waren unerträglich. Und der Aufseher trug einen Knüttel und schlug unbarmherzig auf jeden los, der aus Ermüdung oder Hunger hinfiel.

Dann trug er den Priester in die Hütten, wo diese Arbeiter mit ihren Familien wohnen — schmutzige, kalte, rauchige, überkochenende Löcher.

Der Teufel grinste. Er wies auf die Armut und das Elend, die hier zu Hause waren.

„Nun, ist's nicht genug?“ fragte er. Und es schien, als ob selbst er, der Teufel, mit diesen Leuten Mitleid hätte.

Der fromme Diener Gottes kann es kaum ertragen. Mit erhobenen Armen fleht er: „Laß mich fort von hier! Ja, ja, das ist die Hölle auf Erden!“

„Nun denn, du siehst es. Und doch versprachst du ihnen noch eine andere Hölle! Du quälst sie auch noch geistig zu Tode, da sie körperlich fast schon tot sind! Aber ich will dir noch eine Hölle zeigen — eine von den schlimmsten!“ Und er nahm den Gefangenen und zeigte ihm ein Gefängnis mit seiner stinkenden Luft und den vielen menschlichen Gestalten, die, aller Gesundheit und Kraft beraubt, nackte, abgeehrte Leiber, am Boden lagen.

„Zieh deine seidenen Kleider aus“, jagte der Teufel zum Priester, „und tu schwere Ketten, wie sie diese Unglücklichen tragen, um deine Fußknöchel! Leg dich auf den kalten, schmutzigen Boden hin — und dann sprich ihnen von einer Hölle, die sie noch erwartet!“

„Nein, nein!“ antwortete der Priester. „Ich kann mir nichts Schrecklicheres denken! Ich flehe dich an, laß mich fort von hier!“

„Ja, das ist die Hölle! Es kann keine schlimmere Hölle geben als diese! Wußtest du es nicht, daß diese Männer und Frauen, die du mit den Bildern einer Hölle abschrecktest, die sie nach diesem Leben erwartet — wußtest du nicht, daß sie schon hier, noch ehe sie sterben, recht in der Hölle sind?“

Der Priester ließ sein Haupt niedersinken. Er wußte in seiner Verwirrung nicht, wohin er blicken sollte.

Der Teufel lächelte böshaft. „Ja, Väterchen, du bist daran, zu sagen, die Welt liebe es, getäuscht zu werden! Nun geh!“ Und er ließ ihn los.

Und der Priester schürzte seinen langen Mantel auf und lief davon, so schnell ihn seine Beine tragen wollten.

Jedermann seine eigene Köchin

„Jedermann seine eigene Köchin“, das ist der Titel eines neuen, soeben im Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München, erschienenen Buches besonderer Art. Von besonderer Art ist dieses Buch fürs erste deshalb, weil der Herausgeber dieser Sammlung, Ludwig Karpath in Wien, kein zünftiger Koch, sondern ein im deutschen Sprachgebiet sehr bekannter russisch-schriftsteller ist. Man darf verwundert sein, daß dieser Autor sich auch hervorragende Kenntnisse am Küchenherd zu erwerben wußte, denen nun ein Weg zur praktischen Hausfrau gebahnt ist. Karpaths Liebhaberei für die Kochkunst wurde allmählich zu einem mit Hingebung betriebenen Sport. Durch einen Zufall wurde er jetzt von Freunden dazu angeregt, sein kulinarisches Geheimarchiv der Allgemeinheit zu öffnen. Nun liegt der handliche, besonders praktisch ausgestattete Band fertig vor uns. Kein Kochbuch im üblichen Sinne des Wortes, denn Karpath reißt nur die Kochrezepte aneinander, die er im Laufe von Jahrzehnten in vielen Familien und großen Hotels erprobt und nachher seiner Sammlung einverleibt hat. Eine Reihe von Rezepten stammt von bekannten Künstlern oder deren Gattinnen. Es ist kein Buch der Luxusgerichte und ist geeignet, den Hausfrauen manche gute Winke zu geben.

Was mancher nicht weiß.

Das langsamste Tier ist die Schnecke, die nicht über 40 Zentimeter in der Stunde zurücklegen vermag. Das Schnellste hingegen ist der Floh. Er kann, wenn man seine Sprünge nach Zeit und Entfernung ausmisst, 275 Meter pro Sekunde zurücklegen.

Man sieht zwar, daß unter den Radelbäumen tote Radeln liegen. Aber wie lange waren sie auf dem Baume? Diese Dauer schwankt zwischen 1.5 bis 12.5 Jahren. An den Seitentrieben halten sich die Radeln meist länger, oft zwei- bis dreimal so lange als am Haupt- oder Mitteltrieb.

Allerlei.

Sonderbare Staaten. Der kleinste Staat der Erde ist der neugegründete Vatikanstaat, er hat nur 382 Bürger. Der erste ist Seine Heiligkeit, der letzte ist erst vor einiger Zeit auf die Welt gekommen. Das Gebiet der Vatikanstadt ist übrigens einer der am meisten vernachlässigten Quartiere von Rom, es bietet einen geradezu skandalösen Anblick. — Eine andere „Senjation“ bietet Monaco. Dieser Staat von 21 Quadratkilometern hat immerhin 22.150 Einwohner, die, wie bekannt, keine Steuern zahlen müssen, da die Fremden in der Spielbank genug verlieren. Aber dafür hat der Besitzer der Spielbank, nämlich der Fürst, ihnen bis heute kein Parlament gewährt, sondern sie „absolut“ regiert. Aber die Monarchen wollen ein Abgeordnetenhäus, sie schwärmen geradezu für den Parlamentarismus. Der Fürst und Spielbankbesitzer, aus begreiflichen Gründen, scheut so offene Regierungsformen. Er hat sich aus seinem „Reich“ hinweg ins benachbarte Frankreich begeben, um dort zu schmollen. Aber er wird nachgeben müssen. . .

Die türkische Schriftreform. Bisher war von offizieller türkischer Seite stets behauptet worden, daß die Lateinschrift nicht nur von allen türkischen Schriftkundigen, sondern auch von vielen bisherigen Analphabeten gelernt worden sei und ihre Einführung somit einen vollen Erfolg darstelle. Diese Behauptungen werden jetzt durch die Zahlen widerlegt, die das türkische Unterrichtsministerium über den Besuch der sogenannten „Nationalschulen“, in denen das Lateinalphabet gelehrt wurde, veröffentlicht. Danach haben von diesen Schulen nur 600.000 Personen „Bestanden“-Zeugnisse erhalten können. Das sind noch nicht einmal 6 Prozent der türkischen Gesamtbevölkerung. Dabei können immerhin 15 Prozent der Bevölkerung in der arabischen Schrift lesen und schreiben, so daß die Zahl derer, die ausschließlich die alte Schrift beherrschen, immer noch die der Kenner der neuen Schrift um mehr als das Doppelte übertrifft. Analphabeten dagegen haben offensichtlich überhaupt noch nicht die neue Schrift erlernt. Die „Nationalschulen“ werden daher in diesem Winter abermals eröffnet werden, obwohl vor einem Jahre versichert wurde, daß dies auf keinen Fall geschehen werde.

Kamele, Australiens neueste Landplage. Die Verbreitung der Lastkraftwagen hat in den nördlichen Bezirken Australiens das Kamel, das dort bisher als Last- und Zugtier dem Verkehr diente, in Mißkredit gebracht. Die ihrem Schicksal überlassenen Tiere sind in der Freiheit so verwildert, daß sie eine wahre Landplage geworden sind. Tausende von Kamelen überschwemmen das Land und verwüsten wertvolle Weiden. In einem einzigen Bezirk

zählte man 12.000 Kamel, die den 18.000 dort befindlichen Schafen in einem erbitterten Wettbewerb die Futtermöglichkeiten beschränken. Da sich die freigewordenen Kamel bei den günstigen Ernährungsverhältnissen außerordentlich vermehrt haben, tauchen bereits Vorschläge auf, die darauf abzielen, die Tiere durch Treibjagden auszurotten. Wie berichtet wird, hat ihre Verbreitung noch eine andere unangenehme Folge; die Kamel durchbrechen mühelos die Drahtzäune, die die Weiden schützen, und öffnen damit den wilden Hunden den Weg, die durch die von den Kamelen gelegten Priesen eindringen und unter den weidenden Schafen ein Blutbad anrichten.

Weiteres.

Kinderglaube. Der kleine Moses geht mit seinem Vater an einer Synagoge vorbei. „Vater, was ist das?“, fragt der Knabe. — „Das ist ein Gotteshaus.“ — Klein-Moses stutzt und fragt dann weiter: „Gotteshaus? Wohnt denn der liebe Gott darin?“ — „Ja.“ — „Aber man hat uns doch in der Schule gesagt, daß der liebe Gott im Himmel wohnt?“ — „Wohnt er auch.“ — „Aha“, entscheidet der kleine Moses nach kurzer Ueberlegung, „im Himmel wohnt er, und unten hat er sein Geschäft.“

Salomonischer Spruch. Ortsrichter: „Was haben die Herren vorzubringen?“ — Reisender: „Ich hatte heute das Pech, dem Seppelbauern eine halb gemästete Gans zu überfahren. Ich biete ihm fünf Mark Schadenersatz an und verzichte auf die Gans. Nicht wahr, so ist es recht?“ — Seppelbauer: „Ich verlange zehn

Mark Eratz und mach auf die Gans keinen Anspruch; diesmal bin ich im Recht!“ — Ortsrichter (zieht fünf Mark aus der Tasche und legt sie auf den Tisch): Erlegen Sie, mein Herr, fünf Mark (geschickt), und Ihr, Seppelbauer nehmt hier die 10 Mark, dann haben Sie, Reisender recht, der Seppelbauer hat recht und ich habe auch recht, denn für fünf Mark hat noch kein Ortsrichter eine gebratene Gans gegessen!

Uebodch der schrecklichste der Schreden . . . „Es muß doch fürchtbar sein, wenn eine Sängerin merkt, daß sie nicht mehr singen kann.“ — „Wenn sie es nicht merkt, ist es noch fürchtbarer.“

Umschrieben. „Ist der kleine Junge in der Küche ein Verwandter von Ihnen, Anna?“ — „Ja, er ist der Sohn der einzigen Tochter meines Vaters.“

Boheme. „Wenn ich einmal heirate, möchte ich nur eine Frau haben, die mir jeden Tag meinen Kaffee ins Bett bringt.“ — „Mir wäre eine Frau lieber, die mir jeden Tag mein Bett ins Café bringt.“

Schöne Aussicht. „Warum ist an dieser gefährlichen Ecke keine Warnungstafel?“ — „Früher war eine da, weil aber nichts passiert ist, hann wer se wieder weggenommen!“

Kastilianischer Stolz. Ein Bettler sitzt auf der Landstraße nach Madrid und streckt einem vorübergehenden Fremden die geöffnete Hand entgegen. „Schämen Sie sich nicht“, fragte dieser empört, als er den kräftigen Menschen nichtstunend herumlungern sieht, „ein Kerl wie Sie könnte doch wohl Arbeit finden!“ — „Mein Herr“, erwiderte der Bettler mit dem Stolz des echten Kastiliens, „ich habe Sie um Geld, nicht um gute Ratsschläge gebeten!“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen Alois Pag, Druck- und Verlagsanstalt, Tepitz-Schönau, Tschlergasse.

(15. Fortsetzung.)

Einige Beispiele vom Schachbleten und Doppelschach.

Es droht Abzugschach.

Bild 17.



In dieser Stellung droht Weiß, den Turm mit Schachgebot zu ziehen; nicht der Turm, sondern der Läufer d4 gibt dann Schach. Der schw. Turm kann hierauf vorstellen. Will dies Weiß vermeiden, zieht er den Turm nach e8, also 1. Te5-e8; jetzt hat Schwarz nur zwei Möglichkeiten, den Läufer auf g7 vorzustellen oder nach g8 mit dem König zu flüchten. In beiden Fällen wird er von Weiß im nächsten Zuge mattgesetzt:

Erster Fall:
1. Te5-e8 Lh6-g7;
2. Te8x8 matt, denn der Läufer g7 ist gefesselt, darf also den Turm nicht schlagen und der König hat kein Fluchtfeld.

Zweiter Fall:
1. Te5-e8 Kh8-g8;
2. Le4-d5 matt, denn der gefesselte Turm darf nicht vorstellen und der König hat kein Fluchtfeld. Hier die beiden Mattstellungen folgend:

Bild 18



Erster Fall.

Matt mit dem Turm.

Bild 19



Zweiter Fall.

Matt mit dem Läufer.

Weiß hat das Matt in beiden Fällen erzwungen, wir haben hier eine, und zwar die kürzeste Mattkombination vor uns. Außer Mattkombinationen gibt es im Schach Kombinationen aller Art, so Gewinnkombinationen, welche entweder ein entschiedenes materielles Übergewicht oder die bessere Stellung erzielen, weiter Kombinationen auf unentschiedenes Spiel, durch sogenanntes ewiges Schach oder Patt, was später erklärt wird.

Eine Schachkombination ist dann richtig, wenn sie auf alle Gegensätze zu dem gewünschten, ganz bestimmten Ergebnis führt. Man muß also bei der Vorausberechnung alle Verteidigungen, beziehungsweise Gegenangriffe in Betracht ziehen. Je geringer die Zahl solcher Gegenzüge ist, desto leichter ist es, eine Kombination zu berechnen. Deshalb arbeitet man bei Schachkombinationen in der Regel mit starken, zwingenden Zügen, so zum Beispiel mit Schachgeboten, starken Drohungen (Mattdrohung, Angriff auf mächtige gegnerische Figuren durch eigene schwächere, Schlagen gegnerischer Steine, Tausch, beziehungsweise Opfer).

Aus dem angeführten Beispiel der zweizügigen Mattkombination ersieht man bereits, daß sich das Abzugschach zu Kombinationen sehr gut eignet, um so mehr, als ja die abziehende Figur ungestraft fremde Steine schlagen kann, weil der Gegner zuerst die Schachgefahr beheben muß.

Man schütze sich daher vor Abzugschach und vermeide auch Fesselungen eigener Figuren, was dadurch geschieht, daß man der schachbletenden (langschrittigen) Figur des Gegners eine gleichziehende entgegenstellt, also bei Turmschach einen Turm, bei Läufer- oder Diagonaldamenschach einen Läufer.

In der nächsten Fortsetzung werden wir mit einem Beispiel das Doppelschach besprechen.

(Fortsetzung folgt)